Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 43 (1938-1939)
Heft: 17

Artikel: Arbeit an der Jugend [Teil 3]
Autor: Müller, Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313775

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arbeit an der Jugend

Eine Folge von Betrachtungen durch *Elisabeth Müller, Hünibach* (2. Fortsetzung)

Nun kommen Jahre — soll ich sagen der « Dunkelheit »? Nein, es wäre nicht dankbar. Vielleicht waren es just Jahre des Lichts. Es ist wohl nötig, dass einem das Schicksal einmal alles aus der Hand nimmt, was man liebt und für wichtig hält, einem abseits legt, damit man wieder Ohren bekomme zum Hören. Und man hört gar manches, wenn man lange krank liegt. Man breitet sein Leben vor sich aus, hält Rückschau und Ausschau, sondert das Wichtige vom Unwichtigen; man muss lernen, dass es im Leben nicht darum geht, ob man glücklich sei oder nicht. Wie dankbar wird man für jede Freundlichkeit, für jede kleine Betätigung! Was man vorher als Selbstverständlichkeit angesehen hat, das Herumgehen und Arbeiten — das kommt einem jetzt wie ein Gut vor, das man nicht genug schätzen kann.

Als ich wieder aufstehen konnte, lag gleich eine neue Arbeit für mich bereit: Ich durfte kranke Kinder unterrichten. Das war eine wunderbare und gesegnete Zeit! Ich stiefelte in meinem Kurort bergauf und -ab, hatte hier in einer Klinik ein paar Kinder miteinander zu unterrichten, dort irgend in einer Pension ein Kind allein, bald auf deutsch, bald auf französisch. Hier konnte eines nur griechisch, dort eines nur russisch — aber sie wollten eben auch in die Schule gehen wie andere Kinder. Alle lagen auf ihren weissen Eisenbettchen; je nach ihren Übeln waren sie angeschnallt, hatten Gewichte zu tragen, konnten nur auf dem Rücken oder nur auf dem Bauche liegen und waren so einfach ausgeliefert, vollständig abhängig von den Menschen, die sich um sie bemühten. — Am kranken Kinde habe ich vieles gelernt. Es lässt einem in seine Gedankenwelt hineinblicken. Man hat Zeit bei ihm. Ich staunte oft, was so ein Kind alles empfindet. Wir gehen beim gesunden Kind über gar manches hinweg. Beim kranken, hilfsbedürftigen, das soviel Rücksicht und Anteilnahme braucht, sind wir gezwungen, uns hineinzufühlen. Dabei merken wir viel besser, was das Kind an uns Erwachsenen nicht leiden mag, was es alles an uns nicht verstehen kann. Es entgeht ihm nichts, es gilt keine Ausrede. Es passt peinlich genau auf, ob wir ein Versprechen halten; es vergisst nichts und mahnt und frägt unablässig, bis es das hat, was es braucht, bis der Grund seiner Beunruhigung fort ist. Es reut mich, dass ich damals nichts aufgeschrieben habe über diese Kinder. Man meint jeweilen, man vergesse gewisse Dinge nie — und jetzt habe ich doch nur noch ganz verschwommene Bilder in mir.

Ein zartes Büblein ist mir in Erinnerung; ich nannte ihn « den kleinen Lord ». Er war mit einer alten Pflegerin da, die er über alles liebte, und die sich auch wirklich ganz vollständig für ihn aufopferte. Das Kind war so fein und zart, dass man meinte, seine Seele durch die Haut schimmern zu sehen. Es gab für diesen Knaben keine Geheimnisse. Über alles, was ihn bewegte, konnte er hemmungslos reden oder fragen. Wir vergassen oft unsere Schule und sprachen über Dinge, die ihn wunder nahmen. Seine zarten Händlein waren so durchsichtig und beweglich, dass ich nur immer staunen musste, was schon so ein Kind mit seiner Hand auszudrücken vermag. Wie die Hand jeder geheimsten Seelenregung gehorchte und so zum allerfeinsten lebendigen Instrument wurde, dem man versucht war, selbst Seele zuzutrauen. Und erst die Augen! Ganz hellblau. Sie konnten voll Sonne sein und lachen, sie konnten aber auch ernst in einen hineinblicken

— da gab es kein Ausweichen, man konnte ihnen nicht entrinnen. Wie liebte ich diesen kleinen Lord! Eines Tages klopfte ich wieder an seine Türe. Da kam leise die alte Pflegerin Nana zu mir heraus. Es ging dem kleinen Lord nicht gut. Der Doktor hatte angeordnet, man solle mit ihm nach Hause fahren, er hätte nur noch kurze Zeit zu leben. Ich dürfe schon noch kommen, um ihn zu grüssen; aber ich möchte doch ja nichts merken lassen, dass etwas nicht gut sei. — Da lag er im Bettchen, schneeweiss, und sah sich ein Bilderbuch an. Ich erzählte ihm noch ein wenig. Auf einmal setzte er sich auf, sah mich durchdringend an und sagte: « Du musst jetzt nicht mehr kommen. Ich fahre nach Hause — zu Mamali — und weisst du — dann gehe ich bald zum lieben Gott. Du musst es aber der Nana nicht sagen — sie weiss es noch nicht. Sie wird sonst traurig. Auf Wiedersehn! » Er sah mich noch einmal an und ging ohne weiteres wieder zu seinem Bilderbuch zurück, als ob nichts geschehen wäre. Ich drückte mich zur Türe hinaus und fand draussen im Gang am Fenster die gute Nana heftig weinend. Sie durfte nicht mit verweinten Augen ins Zimmer, weil sie dachte, ihr lieber, kleiner Lord dürfe nicht wissen, wie es um ihn stehe !

Aber ich habe auch Kinder wieder gesund werden sehen, habe miterlebt, wie sie mit Krücken und Stöcken die ersten Schrittlein wagten, wie sie die ersten Blümlein wieder pflücken, die ersten Käferlein wieder vom Boden auflesen konnten. Das Miterleben dieser grossen und reinen Freude ist etwas, das uns selber Dinge wieder neu erstehen lässt, die wir vorher als etwas Selbstverständliches angesehen hatten.

Ich habe den Ort meiner Krankheitsjahre nach meinem Abschied nie wieder sehen können. Die Erlebnisse waren zu tief, als dass ich da oben in unbekannte und gleichgültige Gesichter hätte schauen mögen. Ich hatte auch irgendwie ein böses Gewissen, dass ich gesund wieder fortgehen, mich wieder ins Leben mischen konnte, während meine Leidensgenossen da oben blieben und nicht wissen konnten, ob sie auch, wie ich, einmal gesund werden heimkehren dürfen.

Jetzt kommen ein paar seltsame Jahre. Jahre, die auch durchaus nicht vorgesehen waren in meinem Plan. Ich erlebte es damals, dass man mich nicht brauchen konnte, dass man mir keine Schule anvertrauen wollte. Ich stand abseits und musste zusehen, wie junge Lehrerinnen mir vorgezogen wurden. Es schadet wohl auch nichts, das zu erfahren. Wo ich mich meldete und vorstellte, war es umsonst. So übernahm ich denn eine kleine Privatschule. Also wieder ein ganz anderes Kind. Ein Kind, das irgendwie abseits stand und nicht im übrigen Strome der Kinder mitschwimmen konnte oder sollte, eine ganz merkwürdige Sammlung von Raritäten. Kinder von allen neun Schuljahren. Für jedes gab es einen ganz besondern Grund, warum es da war, und jedes musste irgendwie besonders berücksichtigt werden. Ich weiss eigentlich nicht, wie ich diese Zeit ausgehalten habe. Es gab Tage, da ich morgens um 5 Uhr aufstehen musste, wenn ich alles bewältigen wollte. Dazu musste ich sparen, das Geld sorgfältig einteilen, wenn es langen sollte. Ich hatte es « vom Stück », musste kümmern, wenn ich Schüler verlor, und angsten und bangen, ob denn auch wieder andere dafür kommen würden. Ich hatte mancherlei Anfechtungen und Zweifel durchzumachen — und doch — weiss Gott — es war eine schöne Zeit — eine Zeit voll innerer Bewegung, voll seltsamer Erlebnisse. Es

ergriff mich erst jetzt in vollem Umfang das Problem: Wie muss ich dem Kinde den Stoff darbringen, damit es ihn packt? Es war in dieser Schule so, dass jedes der Kinder ein anderes Löffelchen brauchte, um seine Nahrung einzunehmen. Aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Schüler zahlten, fühlte ich mich in ganz besonderer Weise verantwortlich dafür, dass sie etwas bekommen für ihr Geld. Sie waren Kunden. Und so fing ich an, mich viel mehr für jedes einzelne zu interessieren. Ich war gezwungen, mich ganz gehörig umzutun, und da taten sich mir Möglichkeiten auf, neue Wege zu finden. Ich hatte Freude, allerhand zu probieren. Es war ein Leben in der Fülle, in steter Bewegung, voll reicher Abwechslung, bis an den Rand voll Geschäftigkeit und Bedürfnis. Ich habe es erfahren, wie gut es ist, eine Zeit zu erleben, da man keine feste Besoldung im Rücken hat, die einfach kommt, ob man sich anstrengt oder nicht. Man kann soviel Schönes dabei erfahren. Ich hatte Gelegenheit, Wunder zu erleben. Immer wieder stellten sich Kinder ein, ohne dass ich sie suchte — von irgendwoher kamen sie — immer im Augenblick, da ich meinte, es würde nicht mehr weiter gehen. Und es war einfach wunderbar — wie die Kraft immer wieder da war, einfach weil sie da sein *musste*. Man hatte nicht Zeit, krank zu sein. Man hätte ja die Stellvertretung aus seiner Tasche zahlen müssen — und überhaupt — es war soviel Leben da — das riss einem mit. Ich durfte es gerade in jener Zeit erleben, wie eine neue Bewegung in die Schule hineinkam. Ich erlebte etwas von dem Glück, Leute kennenzulernen, die bahnbrechend wirkten, Ideen brachten, nach denen man längst gesucht und keine rechte Form dafür gefunden hatte. Scharrelmann kam daher und brachte einen Sturmwind mit — ich weiss noch, dass ich damals die ganze Nacht nicht schlief vor lauter Glück — Kühnel kam — man mag ja jetzt lächeln über diese Herren und ihren Standpunkt als überwunden betrachten — aber nein — sie waren lebendig und hatten Schwung. Sie sprengten alte Formen und suchten, was sie dafür Neues schafften. Ich reiste damals mit andern zusammen nach Leipzig und Dresden. — Es war wunderbar, wie mich alles bewegte, wie mir oft mitten in Unterrichtstunden die Tränen aus den Augen stürzten vor Glück, dass so etwas möglich sei. Ich lauschte fast atemlos dem Unterricht von Hugo Gandig zu, ergötzte mich an Paul Georg Münch und konnte mich kaum trennen von einem andern Lehrer. Seinen Namen habe ich vergessen, aber seine Unterrichtstunden wurden mir zum Wendepunkt.

Meine Schule hatte den Vorzug, dass sie modulationsfähig war. Meine Wohnung konnte dazu gebraucht werden, die Kinder wurden so gruppiert, wie es für die verschiedenen Fächer am zweckmässigsten war. Auch in der Einteilung der Zeit konnte man sich nach praktischen Gründen richten. Ich konnte mir anschaffen, was ich für gut fand, weil ich es selber zahlen musste ! Aber ich fand dabei immer mehr, dass man mit merkwürdig wenig auskommen kann. Ich lernte darauf achten, dass kein Papierfetzen verlorenging und entdeckte Quellen für allerhand Papier und Stoffresten. Man wird findig wie ein Raubtier, das Ausschau hält und späht, was man sich ringsherum zu Nutzen ziehen könnte. Noch ein anderer Vorteil war dabei. Die Kinder wussten, dass es knapp zuging. Da halfen sie mit; das Interesse der Schule war ihr Interesse. Es war wie ein Unternehmen, das sie alle anging, und das hatte etwas ungemein Verbindendes. Intelligente Kinder gaben sich in rührender Weise ab mit den andern, die wegen körperlicher

oder geistiger Gebrechen bei uns sassen. Es war soviel rührendes Verständnis da für Andersgeartete, irgendwie Benachteiligte. Es war so gut, gerade für die Reichen, die es gewohnt waren, alles, was sie nötig hatten, vor der Nase zu finden. Ich glaube nicht, dass sie sich innerlich gehoben fühlten im Gedanken, in einer Privatschule zu sitzen; denn sie mussten manches entbehren und waren dazu angewiesen, immer wieder Opfer zu bringen für andere.

Ich weiss, dass ich hier die Erinnerungen zu golden sehe; ich weiss, dass viele Tränen, Mutlosigkeiten, Sorgen und Ängste mit in diese Zeit hineingehören. Aber es war eben Sturm und Drang da. Es war eine Pionierzeit, eine Zeit, da sich der Geist weitete, die Seele vertiefte, das Gemüt wärmte. (Schluss folgt.)

Nochmals: Das Weltgeschehen und wir

Im Zusammenhang mit dem sehr eindrucksvollen Artikel in Nr. 13 unserer Zeitschrift: « Das Weltgeschehen und wir », sei auch von einem Wochenendkurs berichtet, den die schweizerische Sektion des R. U. P. (Weltaktion für den Frieden) im Bad Gutenburg bei Langenthal durchführte. Es wurde das Thema « Die Aussenpolitik der Schweiz » behandelt, und es nahmen verschiedene Lehrerinnen und Lehrer daran teil. Alle waren sich darüber einig, dass eine solche theoretische Vertiefung in die uns bedrängenden Probleme eine Hilfe und in gewissem Sinn ein Tun bedeuten, befähigen sie uns doch nachher mit mehr Festigkeit und grösserer Klarheit an praktische Arbeiten heranzugehen. Nach dem tiefdurchdachten Referat von Pfr. Max Gerber wurde man in seiner Auffassung neu bestärkt, dass nicht die Neutralität die Schweiz gerettet hat, noch retten wird, sondern ihr Einstehen für Recht und Gerechtigkeit, für Frieden und Freiheit und für die um dieser Ideale willen Verfolgten. Ihnen Hilfe, Asyl zu gewähren, das ist die vornehmste Aufgabe, zu der uns die uns von den Grossmächten 1815 gewährleistete Neutralität verpflichtet.

Von ebenso stark aktuellem Interesse war das Referat von Dr. Meyer aus Zürich über: « Wandlungen im schweizerischen Asylrecht. » Es wurde ein überaus reich dokumentiertes Material dargeboten, das vor allem zeigte, in welch grosszügiger Weise das Asylrecht in frühern Zeiten (1830/1831, 1848, 1852 usw.) gehandhabt wurde, wohlverstanden in Zeiten, die für die Schweiz sowohl in wirtschaftlicher wie politischer Beziehung ebenso gefährlich waren wie die heutigen. Diesbezügliche Aussprüche, die damals von höchster Stelle getan wurden, können jedes Schweizerherz noch heute mit Stolz erfüllen, so z. B. wenn Bundespräsident Furrer 1852 zu einer gebieterischen Note Frankreichs, die Ausweisung von Flüchtlingen verlangend, schreibt: « Du siehst (der Brief ist an Alfred Escher gerichtet), von Grundsätzen des Rechtes oder auch nur von Rücksichten ist gar keine Rede, sondern nur von: sic volo, sic jubec (was ich will, ist recht). Wenn die Schweiz dieses annimmt, so ist sie wenig anders als eine Präfektur Frankreichs. »

Und heute? Jeder Zuhörer hatte den Eindruck, dass — auch wenn der Referent alle Argumente zur Rechtfertigung der heutigen Handhabung des Asylrechtes durch unsere obersten Behörden gebührend würdigte — der Geist ein anderer geworden ist und dass deshalb die Ausübung des Asyl-